

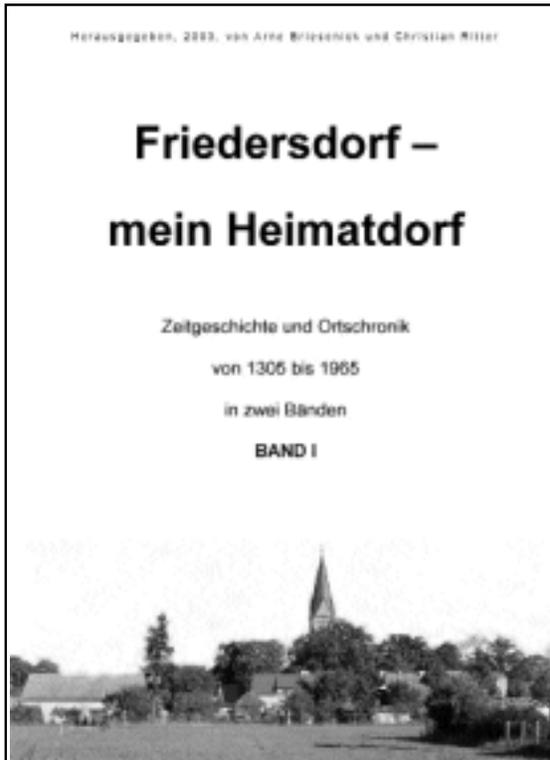


HEIMATKALENDER

2004

Rund um Friedersdorf

Die Chroniken zum Heimatkalender

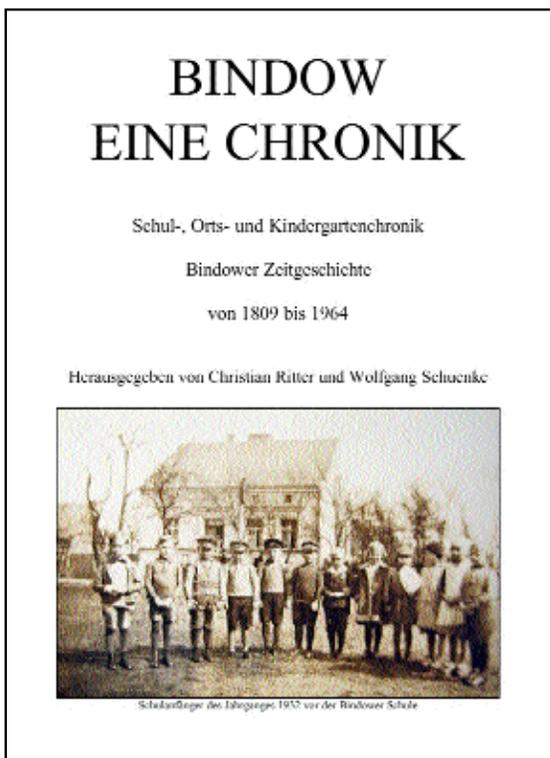


Friedersdorf - mein Heimatdorf

Ortschronik
und Zeitgeschichte
von 1305 bis 1965

Herausgegeben von
Arne Briesenick
und
Christian Ritter

4. überarbeitete Auflage
zahlreiche unveröffentl.
Aufnahmen
130 Seiten
Selbstkostenpreis: 13 Euro



Chroniksammlung

Bindower Schulchronik,
Kindergartenchronik,
Aufzeichnungen zur
Ortschronik

Herausgegeben von
Christian Ritter
und
Wolfgang Schuenke

4. überarbeitete Auflage
mit bislang
unveröffentl. Aufnahmen
50 Seiten
Selbstkostenpreis: 5.50 Euro



JANUAR

ZIEST-SEE IN BINDOW

Montag		5	12	19	26
Dienstag		6	13	20	27
Mittwoch		7	14	21	28
Donnerstag	1	8	15	22	29
Freitag	2	9	16	23	30
Samstag	3	10	17	24	31
Sonntag	4	11	18	25	

Zum Wasser drängt..

Überall Siedlungen am Wasser - Masuren in der Mark - Der Ziest-See bei Königs Wusterhausen

Die Stadt der hundert Gewässer wurde Berlin vor kurzer Zeit an dieser Stelle genannt. Die Feststellung mag verblüffend klingen - aber ist Berlin, sind die Berliner, vor allem die vielen tausende erholungsbedürftige Wochenendler und - nicht zu vergessen - die Siedler ohne das geschickt verteilte Geäder der Wasserläufe und Seen überhaupt noch zu denken?

Wenn sich der Siedlungsgedanke in den letzten Jahren so ausbreiten konnte, wenn er die Umgebung Berlins im Sturm lauff erobern konnte, so ist das in erster Linie auf die Tatsache der "hundert Gewässer" zurückzuführen. "Am Wasser?", lautet die berechtigte Frage, die, wie aus der Pistole geschossen, von allen interessierten Seiten geteilt wird, sobald das Gespräch auf eine neue Siedlung kommt: Am Wasser hängt, zum Wasser drängt doch alles, was irgendwie an der Wochenendbewegung beteiligt ist. Auch die Siedler, vorausgesetzt, dass sie es bezahlen können. Denn Parzellen am Wasser oder wenigstens in Siedlungen, die am Wasser liegen, sind erheblich teurer als "trockenes" Land. Das ist durchaus natürlich und berechtigt. Seit zwei Jahren wird da schon gesiedelt und in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit ist etwas entstanden, was deutlich die Umfänge eines ruhigen und reizvollen Kurortes erkennen lässt. Überall im Wald, wo noch gar nicht parzelliert ist, und zwischen den bunten Holzhäuschen hinter Zäunen laufen neue Straßen mit Bürgersteigen.

Aus dem Schilf am Seeufer, vom Wasser her und vom Wald tönt in tausend verschiedenen Leuten die Stimme der Vögel, das Lied einer lebendigen, unverfälschten Natur. Durch das Gewirr des Schilfwaldes führen schwankende Stege aus dickem, knochigem Holz ans Wasser, und wenn man nicht von der neuen Badeanstalt her die bunten Farben der Markisen und Strandkörbe leuchte sähe, könnte man meinen, in Masuren und nicht eine Dreiviertelstunde vor Berlin zu sein.

Auch diesen Ort wird einmal der Vormarsch der Weltstadt erreichen und das möchte man fast bedauern. Dann ist es mit der Abgeschlossenheit und Unberührtheit der Natur vorbei. Die Umgebung Berlins ist noch lange nicht zu Ende entdeckt. Wieviele Berliner mögen zum Beispiel wissen, dass es bei Königs Wusterhausen einen kleinen See gibt, der zu den idyllischsten Plätzen der Mark gehört? In der Nähe des Schifferdörfchens Bindow an der Dahme schmiegt er sich in eine seltsam unberührte Landschaft: Der Ziest-See. Er gehört nicht mehr zu den "hundert Gewässern", denn er liegt ja schon ein gutes Stück jenseits der Grenze von Großberlin. Auch bis an seine zwischen Birken und Kiefern verborgenen Ufer ist die Siedlungsbewegung schon vorgedrungen. An der Dahme baut man ein Hotel, das der künftige Mittelpunkt der Siedlung werden soll. Von Königs Wusterhausen fährt ein paar mal täglich ein Autobus hinaus, der zuerst von den Besitzern der Grundstücke bezahlt wurde, sich aber bald so gut rentierte, dass die Post den Dienst übernahm. Immerhin, es gibt Siedlungen, die näher bei Berlin liegen, denn wenn man in Königs Wusterhausen ist, ist man noch lange nicht am Potsdamer Platz, aber es gibt sicher nur ganz wenige Siedlungen, die landschaftlich mehr zusagen.

Wenn man am Ufer des Ziest-Sees steht, wo sich die weißen Stämme der Birken und die dunklen Kronen der Nadelbäume in der glatten ruhigen Wasseroberfläche spiegeln, glaubt man in einem Naturschutzgebiet zu sein. Der frühere Besitzer des Gutes Bindow, aus dem die Siedlung entstand, hatte sein Land mit Stachelzäunen umgeben lassen und jeden verjagt, der sich innerhalb des Zaunes blicken ließ. Den Vorteil davon haben jetzt die Siedler, die auf einem herrlichen Stück Erde leben dürfen. Keine der vielen Siedlungen in der Umgebung Berlins ähneln einer anderen. Alle sind sie auf einem bestimmten Stil zugeschnitten, haben ganz verschiedenen Charakter, wenden sich an verschiedene Bevölkerungsschichten. Aber so verschieden sie auch sein mögen - in gewissen Punkten findet man, wohin man auch kommen mag überall dasselbe Bild. Wenn man etwa so ein halbes Dutzend Siedlungen in allen möglichen Himmelsrichtungen gesehen hat, muss es zum Beispiel auffallen, dass meistens alle Parzellen an den Straßenfronten verlaufen, dass aber auf den Eckgrundstücken, die dazu oft nicht eingezäunt sind, die Grasbüschel wild und lustig wuchern. Für die Ecken finden sich nur sehr schwer Abnehmer, weil die Käufer für sie die doppelten Abgaben für die doppelt langen Straßenseiten zahlen müssten. Die Abgaben sind es, die auch billige Parzellen teuer machen können, weil sie nie einzeln, sondern leider in Rudeln auftreten - ganz wie die neuen Steuern.

Berliner Morgenpost vom 7. August 1930



FEBRUAR

ZWISCHEN SENZIG UND GUSSOW

Montag	2	9	16	23
Dienstag	3	10	17	24
Mittwoch	4	11	18	25
Donnerstag	5	12	19	26
Freitag	6	13	20	27
Samstag	7	14	21	28
Sonntag	1	8	15	22

Johann Rist - Auff die nunmehr angekommene kalte Winterzeit

*Der Winter hat sich angefangen /
Der Schnee bedeckt das gantze Landt /
Der Sommer ist hinweg gegangen /
Der Waldt hat sich in Reiff verwandt.*

*Die Wiesen sind von Frost versehret /
Die Felder gläntzen wie Metall /
Die Blumen sind in Eis verkehret /
Die Flüsse stehn wie harter Stahl.*

*Wolan wir wollen von uns jagen
Durchs Feur das kalte Winterleid /
Kompt / Last uns Holtz zum Herde tragen
Und Kohlen dran / jetzt ist es zeit.*

*Last uns den Fürnewein hergeben
Dort unten auß dem grossen Faß
Daß ist das rechte Winterleben:
Ein heisse Stub' und kühles Glas.*

*Wir wollen spielen / schertzen / essen /
So lang' uns noch kein Gelt gebricht /
Doch auch der schönsten nicht vergessen /
Denn wer nicht liebt / der lebet nicht.*

*Wir haben den noch gnug zu sorgen
Wann nun das Alter kompt heran /
Es weiß doch keiner was jhm morgen
Noch vor ein Glück begegnen kann.*



MÄRZ

DAHME-UFER IN DOLGENBRODT

Montag	1	8	15	22	29
Dienstag	2	9	16	23	30
Mittwoch	3	10	17	24	31
Donnerstag	4	11	18	25	
Freitag	5	12	19	26	
Samstag	6	13	20	27	
Sonntag	7	14	21	28	

[...]Mit dem frühesten war ich auf, zwischen drei und vier; die Sonne kündigte sich erst durch einzelne Strahlen an, die von Zeit zu Zeit am Horizonte aufschossen. Aber so früh ich war, so war ich doch nicht der Frühste. Lieutenant Apitz war mir zuvorgekommen und hatte, da er die Angelpassion mit der Segelpassion glücklich zu vereinigen wußte, seine Schnur seit länger als einer halben Stunde ausgeworfen. Mit ihm Mudy. Ein guter Frühfang hatte ihre Anstrengungen belohnt. In einer neben ihnen stehenden Wanne zappelte es bereits von Schlei und Hecht, von Giesen und Karauschen, die für unser Mittagmahl einen vorzüglichen zweiten Gang in Aus-sicht stellten.

Es war ein erquicklicher Morgen; in dem fallenden Tau gab sich die Natur wie gebadet. Ein Flachboot strich hart an uns vorüber; in dem ein junger Dolgenbrodter, mit angehängtem Fischkasten, stromabwärts fuhr. Er sah ziemlich spöttisch zu unserer Angelrute auf und grüßte. Lieutenant Apitz aber war nicht der Mann, sich verwirren zu lassen. »Eingeborne Wende, was gelten die Fische?« Der Angeredete nannte eine beliebige Summe. »Da lasse ich sie billiger und gebe noch eine Bleiflinke zu.« Damit griff Apitz in die Wanne und warf ihm die angekündigte Flinke ins Boot. In diesem Augenblicke stieg der Glutball der Sonne auf und durchleuchtete die dünnen Nebel. Wir sahen nun erst, wo wir waren.

Am Wasser hin zog sich eine schmale Wiese, von Huflattich eingefabt, der hier und dort in grotesken Blattbildungen kleine vorspringende Inseln schuf. Hinter dem Wiesenstreifen, immer den Windungen des Flusses folgend, stand eine Reihe von Häusern, jedes einzelne durch ein blühendes Mohnfeld von dem Nachbarhause geschieden. Die Bewohner schliefen noch oder hantierten in Küche und Kammer; nur ein paar Blondköpfe waren aus dem Bett in den Garten gesprungen und spielten in ihren roten Friesröcken unter dem weißen Mohn umher. Im Rücken der Häuser stieg das Erdreich an, fast einen Damm bildend, auf dessen Höhe der Hanf in dichten Stauden stand. Hinter dem Damm aber lief die Dorfstraße hin, wenigstens klang von dort her ein leises Läuten herüber. Ich glaubte die Herde zu sehen, trotzdem sie meinem Auge verborgen war.

Einsamkeit auch hier. Aber wenn sie am Tage vorher, an den Ufern des Zeuthener Sees, wie ein wendisches Volkslied elegisch geklungen hatte, so klang sie hier wie ein Idyll aus alten Zeiten und schuf dem Herzen ein süßes Glück, wo jene nur ein süßes Weh geschaffen hatte. Ich wurde des stillen Lebens, das aus diesen Bildern zu mir sprach, nicht müde. Immer Neues erschloß sich mir, das mein Herz bewegte. In Front jenes Hauses stand ein uralter Birnbaum, in der einen Hälfte abgestorben, aber in der anderen noch frisch und mit Früchten überdeckt. In dem hohlen Hauptast bauten die Bienen, an dem Stamm lehnte die Sense, zwischen den Zweigen hing das Netz; und in dieser Dreiheit lag ersichtlich das Dasein dieser einfachen Menschen beschlossen. Das Sammeln des Honigs, das Mähen der Wiese, das Fischen im Fluß, in so engem Kreislauf vollendete sich tagtäglich ihre Welt. Und so war es immer an dieser Stelle.

Wie die Menschen hier, in Pfahlbauzeiten, im Gezweige gewohnt hatten, so wohnten sie jetzt unter dem Gezweig aber in ihm oder unter ihm, sie blieben wie die Vögel, die Nester bauen.

Und in diesem Berührtwerden von etwas Unwandelbarem, in der Wahrnehmung von dem ewigen Eingereihtsein des Menschen in den Haushalt der Natur, liegt der Zauber dieser Einsamkeitsdörfer.[...]

Theodor Fontane in "Wanderungen durch die Mark Brandenburg"



APRIL

BEI GUSSOW, BLICK NACH BINDOW

Montag		5	12	19	26
Dienstag		6	13	20	27
Mittwoch		7	14	21	28
Donnerstag	1	8	15	22	29
Freitag	2	9	16	23	30
Samstag	3	10	17	24	
Sonntag	4	11	18	25	

Mehr als ein Naturschauspiel..

Das Gewitter ist eines der interessantesten Wetterphänomene. Ein Jeder weiß die Zeichen zu deuten: schwüle Luft, hoch reichende, schwarz drohende Bewölkung mit beginnendem leisen Grollen aus weiter Ferne. Der Wind wird bei stärker werdendem Donner immer auffrischer, und die Blitze sind weithin sichtbar. Bleibt es jetzt nur bei einem Platzregen, hat man Glück, es kann noch viel schlimmer kommen. Da das Lebenselixier eines Gewitters der Wasserdampf der Atmosphäre ist, gibt es eine tägliche und jährliche Gewitterperiode, je nach Verdunstungsgrad über Land oder Meer. Die Haupttätigkeit der Gewitter fällt in Mitteleuropa in die Nachmittagszeit zwischen 15 und 18 Uhr. Insbesondere die Wärmegewitter lösen sich zum Abend wieder auf, und hinterlassen bei untergehender Sonne oft ein imposantes titanisches Himmelsgemälde. Ein zweites Gewittermaximum ist in der Nacht.

Die jährliche Periode hat über Land als Begleiterscheinung sommerlicher Hitzeperioden ihre höchsten Werte in den Sommermonaten Juli und August. In unseren Breiten gibt es ca. 15 bis 25 Tage mit Gewittern. Sowohl Häufigkeit als auch Heftigkeit sind in den Gebirgsregionen deutlich höher als im Flachland. Doch selbst der Winter bleibt vor dem elektrischen Zaubertheater sogar bei Temperaturen unter Null Grad nicht verschont. In dieser Zeit sind es vornehmlich nächtliche Frontgewitter, die in uns einen Hauch von Sommer erwecken lassen.

Warme und feuchte Temperaturen sind in unseren Breiten der vornehmliche Gewitternährboden, in dem die höheren Temperaturen viel Wasser verdunsten lassen und somit die Luft stark anheizt. Auf schwüle Luft folgt Donnerwetter. Je höher die Verdunstung, um so gewaltiger kann das Gewitter wüten. Starke Turbulenzen und komplizierte physikalische Vorgänge in der Gewitterwolke verursachen wahrscheinlich eine elektrische Aufladung der festen und flüssigen Wolkenteilchen. Die Eisteilchen der oberen kalten Wolkenschicht sind positiv geladen, die unteren wärmeren Wolkenschichten negativ. Folge: Es entwickeln sich gewaltige Spannungsdifferenzen, die sich letztendlich in Blitzen entladen.

Durch ständig nachströmende feuchte Luftmassen entstehen in der Riesenwolke starke Auf- und Abwinde (30m/s, also mehr als 100 km/h) die bewirken, das Regentropfen, Graupel und kleine Hagelkörner immer höher getragen werden, dabei durcheinander wirbeln, anwachsen und kondensieren, solange von unten genügend feuchte Luft geliefert wird. Durch das ständige Wachstum werden Tropfen und Hagelkörner irgendwann so groß, dass sie trotz Aufwind aus der Wolke herausfallen können. Solches Wachstum setzt aber genügend Flüssigwasser-Nachschub voraus. Die Gewitterwolke kann ihre Last in stärkste Niederschläge entlassen, dabei gilt: Je größer und dunkler die Gewitterwolke, und je wärmer und feuchter die Luft, um so stärker und ergiebiger können die Niederschläge werden.

Gewitter sind immer an Quellbewölkung gebunden. Solange die Kuppen der Cumuluswolken prall und voller Formen erscheinen, und so lange ihre Ränder scharf begrenzt sind, ist die Cumuluswolke noch "gutartig". Steigt sich aber bei einer mächtigen vertikalen Entwicklung, was eine labile Luftschichtung voraussetzt, viele tausend Meter hoch bei ausfasernden schleierartigen Wolkenrändern, dann ist eine Gewitterwolke geboren. Dieser Wolkenriese mit seiner mächtigen vertikalen Entwicklung und seinem ambossartigen Aussehen, nimmt einen Extraplatz unter den »Schlechtwetterwolken« ein.

Die Nacht ist schwarz und schwül...
Ganz hinten zuckt der Wetterleuchten gelber Schein,
davor, die Schattenbilder riesenhafter Märchentiere,
in Ketten große dunkle Wolkenballen rollen.
Die Nacht ist schwarz und schwül...
so still wie Wasser auf dem Grund im tiefen Meer.
Und plötzlich, blendend, springt ein Blitz vom
Wolkenrand.
In jähem, rotem, hellem Brand
steht eine ungeheure Wand,
steh'n Fabeltürme, gähnen Schluchten,
schwarzdurchdunkelt.
Ganz nahe tönt ein dumpfes schweres Grollen;
es klingt wie Brüllen brünftiger Stiere,
die rasend wurden durch ihr langes Einsamsein.
O Glück, o Glück, erlöst zu lauschen
dem Tropfenfall, dem linden Rauschen
des Regens, der, im Kampf gezeugt,
befruchtend kommt – dem alles sich dankend neigt.

Red.



MAI

BEI HARTMANNSDORF AM ODER-SPREE-KANAL

Montag		3	10	17	24	31
Dienstag		4	11	18	25	
Mittwoch		5	12	19	26	
Donnerstag		6	13	20	27	
Freitag		7	14	21	28	
Samstag	1	8	15	22	29	
Sonntag	2	9	16	23	20	

Zum Bau des Oder-Spree-Kanals

Einen verkürzten Weg zur Beförderung der Kohle aus Schlesien für die Schifffahrt brachte der Oder-Spree-Kanal, dessen Bau Ende 1890 begann und 1891 beendet werden konnte. Der Lauf des Kanals beginnt bei Fürstenberg/Oder, geht in den Müllroser Kanal, der hier bedeutend erweitert ist, über, folgt diesem Bett und berührt auch Kaisermühle, Müllrose und Biegenbrück. Bei Buschschleuse verlässt er den Müllroser Kanal und wendet sich dem Kehrsdorfer See zu. Dieser ist mit der Spree verbunden. Von hier aus folgt er zunächst dem Lauf der Spree bis zur Ablage „Große Tränke“. Von hieraus führt sein Lauf durch das große Waldgebiet des Kreises Beeskow (jetzt Fürstenwalde) bis Wernsdorfer See und berührt die Ortschaften Braunsdorf, Spreehagen, Alt-Hartmannsdorf und die Försterei Triebisch. Die Länge des Kanals beträgt 86 km – ohne Spreebett 66 km.

Anmerkung: Bevor man mit dem Bau des Oder-Spree-Kanals begann, verhandelte man mit den Gemeinden, deren Einwohner an der Spree Wiesen besitzen. Diesen Wiesenbesitzern wurde durch Vertrag zugesichert, durch den Kanal das Wasser der Spree so zu regulieren, wie dieses den dortigen Wiesen zum Nutzen ist. Von Natur sind diese Überflutungswiesen und ihr Gräserbestand diesem Zustand angepasst. Laut Vertrag sollten diese Wiesen vom 1. November bis zum 15. März das Wasser durch die Spree erhalten, das zur Überflutung notwendig ist.

Während der Wachstumszeit und der Zeit der Heugewinnung sollte jedoch das Wasser der Spree so gehalten werden, dass man das Heu auf allen Wiesen trocknen und abfahren kann, damit das überschüssige Wasser bei Niederschlagskatastrophen durch den Kanal geleitet wird. Bis in den Jahren 1905 und 1906 ist seitens des Wasserwirtschaftsamtes dieses auch sinngemäß ausgeführt und gehalten worden, dann aber nicht mehr. Aus Friedersdorf sandte man eine Abordnung der Bauern zum Wasserwirtschaftsamte, die diesbezüglich Beschwerde führte, um den vertraglichen Zustand wieder herzustellen.

Die Beschwerde hatte Erfolg. Sofort ließ man das überschüssige Wasser durch die Wernsdorfer Schleuse laufen und die Spree wurde entlastet. So ist auch der Unterspreewald durch den Umflutkanal bei Wendisch/Buchholz reguliert worden. Aber in den Jahren 1939 und folgenden Jahren ist diesem Vertrag nicht mehr Rechnung getragen worden. Man ließ so viel Wasser hindurch, dass eine Überflutung vom 1. November bis zum 31. März nicht mehr stattfinden konnte. Somit ging der alte Gräserbestand zugrunde. Die trockenen Jahre 1951 bis 1954 brachten den vollständigen Ruin der Wiesen. Dagegen standen wieder 1955 bis 1958 die Spreewiesen der sogenannten Müggelspree den ganzen Sommer unter Wasser und die Bergung des Heues unterblieb vielfach. Wozu waren die Verträge? Die Schleusen sind zum Regulieren da! Ist unsere Gemeinde noch im Besitz dieses Vertrages?

Karl Schulze (1877-1969), "Friedersdorf - mein Heimatdorf"



JUNI

DOLGENSEE, BLICK NACH DOLGENBRODT

Montag		7	14	21	28
Dienstag	1	8	15	22	29
Mittwoch	2	9	16	23	30
Donnerstag	3	10	17	24	
Freitag	4	11	18	25	
Samstag	5	12	19	26	
Sonntag	6	13	20	27	

Ein Geschenk der Eiszeit..

"Märkische Heide, märkischer Sand sind des Märkers Freude, sind sein Heimatland". Im vielbesungenen Brandenburger Heimatlied wird jenem Landschaftsflair Referenz erwiesen, das schon so manchen bezaubert hat. Das mit rund 30.000 Quadratkilometern flächenmäßig größte neue Bundesland präsentiert sich aber nicht nur mit Heide, Kiefernwäldern und Sand. Geprägt vor allem durch die letzte Eiszeit, bestimmen Seen und Seenplatten die Landschaft.

Seine idyllische, herb-romantische Natur ist vorzüglich für einen sanften Tourismus geeignet. Wasser, Wälder und Felder bilden im reizvollen Wechsel den Rahmen für die Landschaft. Hunderte Kilometer Wanderwege laden in vielerorts geschützte Natur ein. Sonnentau und Wasserrose, Seeadler und Storch, Biber und Fischotter sind dank umfangreicher Anstrengungen heimisch. Wasser besitzt Brandenburg reichlich. Berühmt und beliebt sind das Dahme-Spree-Gebiet und die einzigartige Landschaft des Spreewaldes. Wer will, kann auf den zahlreichen Wasserstraßen Brandenburgs reisen und bis zur Nord- oder Ostseeküste gelangen.

Mit herben Charme, sanftmütig romantisch und zuweilen in vollendeter Gestaltung, von der Natur oder auch von Menschenhand geschaffen, - so bietet sich die brandenburgische Landschaft dem Besucher dar. Ihre besondere Attraktion liegt in ihrem Wald- und Wasserreichtum, der so viele malerische Flecken ausmacht und dem Land sein eigentliches Lebenselement gibt. Wer diese märkische Landschaft einmal entdeckt hat, wird sich ihrem Reiz schwer entziehen können. Da fährt man noch über baumbewachsenen Alleenstraßen, kann endlos durch Wälder wandern und ganz mit sich allein an einem der großen und kleinen Seen rasten. Es sind Landschaftsbilder von großer Schönheit - zum Genießen und Entspannen. Der Naturliebhaber wird in Brandenburg fast immer Wald und Wasser zusammen finden und den Hauch von Romantik, den beides vermittelt.

Südöstlich von Berlin und über die Autobahnen nach Frankfurt (Oder) oder Cottbus schnell zu erreichen, liegen das Oder-Spree- und das Dahme-Seengebiet. Natürlich kommt man hierher auch auf Wasserwegen - über ein weitverzweigtes Netz von Seen, Flüssen und Kanälen. Die beiden größten Seen sind der Scharmützelsee mit den sehr traditionsreichen Erholungsorten Bad Saarow-Peiskow und Wendisch-Rietz und der Schwielochsee bei Beeskow.

Red.



JULI

BEI GUSSOW

Montag		5	12	19	26
Dienstag		6	13	20	27
Mittwoch		7	14	21	28
Donnerstag	1	8	15	22	29
Freitag	2	9	16	23	30
Samstag	3	10	17	24	31
Sonntag	4	11	18	25	

Feierabend am Hauserd - eine Heimatplauderei aus dem Teltow

Kennen Sie Gussow? Viele Berliner sind schon in diesem Dorfe gewesen. Nach Gussow ist es "zu Lande" etwas beschwerlich zu kommen, wenn man nicht Glück hat, im Autobus zu fahren. Sonst aber ist es im Sommer vornehmlich auf dem Wasserwege möglich; denn Gussow ist Dampferanlegestelle und Ausflugsort. Man kann also von Berlin bis Gussow mit dem Dampfer fahren, Idealer geht es nicht!

Nun sind wir auch in Gussow, und zwar sind wir zu Fuß auf dem Wege von Gräbendorf gekommen. Von Gräbendorf sind es gut drei Kilometer Weg. Rechts sehen wir die Gussower Heide und links haben wir einen Blick in weites Wiesenland. Wir halten auch hier vergeblich nach einem Kirchturm Ausschau und haben an diesem Wandertage bisher überhaupt noch keinen solchen entdeckt, weder in Zeesen, noch in Pätz, in Gräbendorf nun auch nicht.

Eine Kirche ist in Gussow ebenfalls nicht anzutreffen, denn die Bewohner sind seit undenklichen Zeiten nach Gräbendorf eingepfarrt. Nur eine Schule, ein schlichtes Backsteinhaus, an der ein Lehrer unterrichtet, ist hier. Ferner finden wir im Dorfe zwei Gastwirtschaften. Als wir durch den Ort wandern, wird gerade an dem neuen Spritzenhaus gebaut. Das alte macht auch schon einen recht müden Eindruck. Möge das neue niemals zu einem Brande geöffnet werden müssen!

Besondere Sehenswürdigkeiten baulicher Art hat also Gussow nicht aufzuweisen. Wir sehen dafür aber einige alte, stattliche Bauernhäuser voll Ehrwürde und Tradition, die vor großen Höfen aufgebaut sind. Ansonsten fällt uns noch der Baumschmuck des Dorfes im Besonderen auf. Wir sehen hier ware Prachtexemplare von Kastanien und Rüstern. Hier und da sitzt auch noch ein gemütliches Strohdach auf einem bäuerlichen Anwesen. Etwas versteckt auf einer sanften Anhöhe liegt der Friedhof, bei dem vor einiger Zeit auch das Ehrendenkmal für die im Weltkrieg gebliebenen aufgestellt wurde, auf dem wir zwölf Namen lesen.

Durch das Dorf geht der Landgraben, der in die hart an Gussow vorüber kommende Dahme fließt; vielmehr tritt bei Gussow die Dahme aus dem Dolgensee heraus und besinnt sich wieder eine zeitlang als schmaler Flusslauf, bis sie sich schließlich im Krüpelsee bei Senzig erweitert.

Wenn nun auch die weißen Dampfer nach Gussow kommen, dann nehmen sie ihren Weg an Zeuthen, Zernsdorf, Kablow und Bindow vorbei.

Eigentlich sind das hier herum ja alles Ausflugsorte. Der eine liebt Kablow, der nächste steigt gern in Bindow aus und ein anderer wiederum fährt nach Gussow.

Die Weltgeschichte weiß sonst nicht viel von Gussow. Die Leute, die hier zu Fuß wandern, wissen, dass bei Gussow eine Fähre über die Dahme geht, aber nur im Sommer. Es ist schade, dass die Fährbetriebe hier herum so unregelmäßig in Betrieb sind, was vor allem jedoch der lange Winter bedingt, da es ja dann in dieser Gegend sehr verlassen ist und man nicht einen Menschen auf den Straßen antrifft, wie wir das auf unseren vielen dörflichen Streifzügen im Winter oft genug festgestellt haben. Gussow hat aber durch das Berliner Stadtmissionsheim immer noch einen besonderen Anziehungspunkt. Es ist übrigens noch gar nicht allzu lange her, dass Gussow auf einer festen Landstraße zu erreichen ist, denn es war früher mit Gräbendorf genau so wie mit Bindow nur durch einen Landweg verbunden. Die Gräbendorf-Prieroser-Landstraße wurden 1867 erbaut.

Der Name Gussow hat im Laufe der Jahrhunderte viele Abwandlungen erfahren. Wir lesen da einmal "Guse" und dann "Guso". 1624 spricht man von "Guese", und zwar werden in diesem Jahr 13 Hufen erwähnt, die von dem Schulzen und den Hüfnern bestellt wurden. Wir erkennen daraus, dass Gussow also schon ein uraltes Bauerndorf ist. Der 30jährige Krieg hat auch hierher Not und Elend gebracht, und wir hören weiter, dass von den einstigen 13 Bauern nur noch vier übrigblieben, und zwar mit dem Namen Martin Heussigke, "der Setzschulze aus dem Sachsenland", wie es heißt, ferner Jacob Hasse, Thomas Beiben von Prieros und Andrene Kersten. Der große Kurfürst, dem es besonders oblag, das durch den Krieg so schrecklich entvölkerte märkische Land wieder zu beleben, ließ sich auch Gussow sehr angelegen sein und besetzte die wüst liegenden Hufen neu, so dass schon im Jahre 1671 hier wieder zwölf Bauern und auch vier Kossäten ackern konnten. Dann berichtet man, dass um 1700 ein Herr von Open Besitzer des Ortes ist. Um 1800 waren zwölf Ganzbauern, ferner zwei Büdner und zwei Einlieger hier ansässig. Zu dieser Zeit gab es in Gussow auch nur einen Krug, aber dafür noch eine Schäferei. Wir wissen weiter aus dem Jahre 1830, dass Gussow damals insgesamt 140 Seelen zählte, die dem Domänen wie dem Postamt Wusterhausen und dem Kirchspiel Gräbendorf unterstanden.

Gussow hat einmal durch die vielen hier in der Gegend befindlichen Ziegleien so etwas wie einen besonderen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt. Auch die Schiffbauerei an der Dahme soll früher bedeutender als heute gewesen sein. Zu Gussow gehören der Friedrichsbauernhof und das schon genannte Männerheim der Berliner Stadtmission. Wenn wir auch einmal danach Ausschau halten, welche Familiennamen in Gussow am meisten vorkommen, so verzeichnen wir die Namen: Bauer, Baschin, Briesenick, Eisinger, Gawron, Jeschke, Kersten, Kochen, Rostock, Schulz, Schust und Vogt. In Friedrichsbauhof der Name "Schiffbauer" oder auch "Bootsbauer". Vor dem Krieg wohnten in Gussow 410 Seelen. Man verzeichnete damals besonders den Ladeplatz an der Dahme. Hier befanden sich in dieser Zeit ferner das Amt und auch das Standesamt. Während für Gussow die Poststelle Gräbendorf zuständig war, erhielt Friedrichsbauhof, das damals 88 Einwohner zählte, seine Post von Prieros.

Man spricht auch hier von einem großen Fischreichtum der Dahme und ihrer Seen, wozu wir lesen: "Berliner Angler können keine besseren Jagdgründe finden als hier. Trotz der gewaltigen Fischwehre bei Dolgenbrodt, mit deren Hilfe man von Zeit zu Zeit die ganze geschuppte Versammlung aufhebt, mindert und erschöpft sich die Fülle nicht. Der ins Wasser versenkte Schatz, von dem jede Großmutter zu berichten weiß und der Fantasie des Fischervölkchens erlitzt, ist wirklich vorhanden. Man fördert ihn mit Netzen zu Tage." So lesen wir in einer älteren Plauderei, die sich "auf dem Bindower Fließ nach Teupitz" nennt. Gussow selbst bietet sich, wie schon geschrieben, als ein echtes märkisches Bauerndorf dar. Wir haben ja auch gesehen, dass seine Abgelegenheit dazu viel beigetragen hat. Gussow landwirtschaftliche Lage an Wald und Wasser ist einzig schön zu nennen und deshalb ist es auch zu verstehen, dass dieser Ort vielfach als Sommerfrische aufgesucht wird.

So werden auch jetzt wieder im Frühjahr und im Sommer die Dampfer mit Auflüglern und Sommerfrischlern nach Gussow kommen und werden dem Orte noch "neue" Freunde gewinnen. Wir bedauern es sehr, dass uns der "journalistische Dienst" nicht mehr Zeit übrig lässt, um mal so recht den Frieden und die Schönheit dieses Dörfchens an der Dahme zu genießen. Wir müssen leider weiter, neuen Zielen zu.



AUGUST

AN DER "DUBROW" BEI GRÄBENDORF

Montag	2	9	16	23	30
Dienstag	3	10	17	24	31
Mittwoch	4	11	18	25	
Donnerstag	5	12	19	26	
Freitag	6	13	20	27	
Samstag	7	14	21	28	
Sonntag	1	8	15	22	29

[...] Die Duberow, von der Natur dazu vorgezeichnet, ist alter Reihergrund. Alle Elemente sind da: Eichen, Sumpf und See. Schon der Große Kurfürst jagte hier, aber erst unter dem »Soldatenkönig«, der all sein Lebtage seiner Wusterhausener Herrschaft die noch aus kronprinzlichen Tagen herstammende Liebe bewahrte, erst unter König Friedrich Wilhelm I. kamen die Duberow-Reiherjagden, die damals Reiherbeizen waren, zu Flor und Ansehen. [...] An die Stelle dieser »Reiherbeizen« ist jetzt ein ebenfalls dem Mittelalter entstammendes Reiherschießen getreten, das weniger eine Jagd als eine Zielübung ist und im Bereiche moderner Erscheinungen am besten mit dem Taubenschießen auf unseren Schützenfesten verglichen werden kann. Nur mit dem nicht unwesentlichen Unterschiede, daß die Taube, wenigstens heutzutage, von Holz, der Reiher aber lebendig ist.

Diese Reiherjagden, die statt mit dem Falken, mit der Büchse in der Hand unternommen werden, finden jetzt alljährlich in der zweiten Hälfte des Juli statt. Dann ist die junge Brut groß genug, um einen jagdbaren Vogel von wünschenswerter Schußfläche abzugeben, und doch wiederum nicht groß, das heißt nicht flügge genug, um sich, gleich den Alten, der drohenden Gefahr durch Flucht entziehen zu können. So stehen sie dann aufrecht in den hohen Nestern, kreischen und schreien und werden heruntergeschossen. Ein sonderbarer, dem Gefühle des Nichtjägers widersprechender Sport, über den indes andererseits, wie über manches Ähnliche aus der Sphäre des highlife, ohne Sentimentalitäten hinweggegangen werden muß. Es sind dies eben Überbleibsel aus vergangenen Jahrhunderten her; mit denen, weil sie einem ganzen System von Anschauungen angehören, nicht ohne weiteres ausgeräumt werden kann, Dinge des Herkommens, zum Teil auch der praktischen Bewährung, nicht des persönlichen Geschmacks. Tradition und Repräsentation schreiben immer noch, innerhalb des Hoflebens, die Gesetze. Übrigens mag hier eingeschaltet sein, daß unser Kronprinz, ein passionierter Reiherjäger, das bequeme Schießen aus dem Neste verschmäht und es vorzieht, den um die Herbstzeit völlig flügge gewordenen Jungvogel aus der Luft herunterzuholen. Hier, wie in manch anderem, eine Modelung des Überlieferten.

Der Streit, welcher Weg uns am besten zu dem nahe gelegenen Reiherhorst führen würde, war mittlerweile zugunsten von Lieutenant Apitz entschieden worden. Also »querdurch«. Wir erkletterten zunächst das Uferbastion, in dessen Schutze wir lagen, hielten kurze Umschau und schlugen uns dann, immer die Höhe haltend, waldeinwärts. Nach längerem Suchen und Irren, das zu den üblichen Bemerkungen über »Richtwege« führte, hatten wir endlich die Reiherkolonie, ihre Wohn- und Brutstätte vor uns und schritten ihr zu.

Dieser Reiherhorst, wie jeder andere, befindet sich in den Wipfeln alter Eichbäume, die, zu mehreren Hunderten, auf der plattformartigen Kuppe einer abermaligen Ansteigung des Waldes stehen. Eine Anzahl dieser Eichen, vielleicht die Hälfte, war noch intakt, die andere Hälfte aber zeigte jeden Grad des Verfalls, und zwar um so mehr, je länger sie des zweifelhaften Vorzuges genossen, im Reiherdienste zu stehen, das heißt also, ein Reihernest in ihren Wipfeln zu tragen. Die Zahl dieser Nester wechselt. Manche Bäume haben eins, andere drei und vier. Das letztere ist das gewöhnlichere. Aber ob eins oder mehrere, über kurz oder lang trifft sie dasselbe Schicksal: sie sterben ab, unter dem Einfluß der Reiherwirtschaft, namentlich der Reiher-Kinderstube, deren Details sich jeder Mitteilungsmöglichkeit entziehen.

Erst Mitte Juli pflegen die Jungen flügge zu werden. In diesem Jahre jedoch mußten sie kräftiger oder gelehriger gewesen sein; jedenfalls fanden wir alles ausgeflogen und sahen uns in der angenehmen Lage, jede einzelne Wohnstätte aufs genaueste mustern zu können. Was die Wipfel der Bäume angeht, so bleibt dem Gesagten an dieser Stelle nichts hinzuzufügen; aber auch der Untergrund erzählt noch manche Geschichte. Hier und dort lag zu Füßen einer wie geschält aussehenden, ihrer Rinde halb entkleideten Eiche das Federwerk eines Jungvogels. Das erklärt sich so. Fällt ein junger Reiher vor dem Flüggewerden aus dem Nest, so ist er verloren. Ein freies, selbständiges Leben zu führen, dazu ist er noch zu jung, ihn wieder in das Nest hinaufzuschaffen, dazu ist er zu schwer. So bleibt er liegen, wo er liegt, und stirbt den allerbittersten Tod unter den Unbilden seiner nächsten Verwandten, die, ohne ihre Lebens- und Anstandsformen im geringsten zu ändern, erbarmungslos zu seinen Häupten sitzen.

Unter anderen Bäumen lagen herabgestürzte Nester. Sie gaben uns Veranlassung, ein solches zu untersuchen. Es ist einem Storchennest ähnlich, aber noch gröber im Gefüge, und besteht aus angetriebenem Holz der verschiedensten Arten: Kiefern-, Elsen- und Weidenzweige. Dazu viel trockenes Stechapfelkraut, lange Stengel, mit aufgesprungenen Kapseln daran. Ob sie für dies Kraut um Geruches willen, vielleicht auch als Arzneidroge, eine Vorliebe haben oder ob es ihnen lediglich als Bindemittel zu festerer Verschlingung der dicken Holzstäbe dient, muß dahingestellt bleiben. Überall aber, wo ein solches Nest lag, sproßte wuchernd aus hundert Samenkörnern ein ganzer Giftgarten von weißblühender Datura auf, der übrigens, jede Ausschließlichkeit vermeidend, auch anderem Blumenvolk den Zutritt gestattete. Nur »von Familie« mußten die Zugelassenen sein: Wolfsmilch, Bilsenkraut, Nachtschatten. Das Harmloseste, was sich eingeschlichen hatte, war Brennessel.

Ein Erinnerungsblatt hier mitzunehmen verbot sich; so mußten die umherliegenden Federn aushelfen. Ein paar der schönsten an unsere Mützen steckend, kehrten wir, nunmehr des Weges kundig, in kürzester Frist an Bord unseres Schiffes zurück.

Theodor Fontane in "Wanderungen durch die Mark Brandenburg"



SEPTEMBER

STORKOWER KANAL IN WOLZIG

Montag		6	13	20	27
Dienstag		7	14	21	28
Mittwoch	1	8	15	22	29
Donnerstag	2	9	16	23	30
Freitag	3	10	17	24	
Samstag	4	11	18	25	
Sonntag	5	12	19	26	

Der Storkower Kanal

1746 wurde er angelegt, 1880 ist er vertieft und verbreitert worden

Eines der ersten Verkehrsmittel, das die Dörfer um Storkow und die Stadt selbst mit der Hauptstadt Berlin näher brachte, war der Storkower Kanal. Vom Storkower- und Dolgensee folgte der Kanal dem alten Mühlenfließen, die von den Vorfahren schon zum Betreiben der Wassermühlen in Storkow und Alt-Stahnsdorf hergerichtet waren. Ein Fließ, vom Storkower See ausgehend, führte bis zum Dorf Kummersdorf, wo sich das schon 1732 angelegte Fließ von Alt-Stahnsdorf anschloss und vereint das Wasser dem Wolziger See zuführte. Diese Fließe wurden nun auch für die Schifffahrt nutzbar gemacht. Die Erzeugnisse, wie Ziegelsteine, Bauhölzer und landwirtschaftliche Produkte konnten nunmehr der Großstadt Berlin besser zugänglich gemacht werden. Auch für die Entwässerung unserer Gegend war dieser Kanal von großer Bedeutung. Die Sumpfwiesen bei Storkow, Philadelphia, Kummersdorf und Wolzig sind somit zugänglicher und ertragreicher geworden.

Die Bauleitung war dem Ingenieur Sperling, einem Bruder des Stadtkämmerers von Storkow übertragen worden. Beim Bau des Kanals fand Sperling eine Steinaxt, die aus der jüngeren Steinzeit stammen dürfte und Zeugnis gibt, dass auch zu dieser Zeit unsere Gegend von Menschen bewohnt war. – Diese Steinaxt ist dem Märkischen Museum in Berlin übergeben worden. Sie dürfte wohl die älteste Urkunde aus unserer Gegend sein. – Die in den Dörfern Kummersdorf und Wolzig über den Kanal führenden Brücken wurden beim Einmarsch der Roten Armee 1945 gesprengt. Erst im Jahre 1957 ist die Brücke in Wolzig wieder neu erbaut. Die Holzbrücke ist abgebaut worden. In Kummersdorf befand sich immer noch die Behelfs- oder Notbrücke (1958). Im Jahre 1960 wurde die Notbrücke abgebaut und eine neue, massive Brücke für den Verkehr freigegeben. – Bis zum Jahre 1934/35 führten Holzbrücken (Aufzugsbrücken) über den Kanal, welche in den Jahren 1934/1935 durch Eisenbetonbrücken ersetzt wurden, zehn Jahre später aber der Sprengung erlagen

Karl Schulze (1877-1969) in "Friedersdorf - mein Heimatdorf"



OKTOBER

ZWISCHEN KABLOW UND BINDOW

Montag		4	11	18	25
Dienstag		5	12	19	26
Mittwoch		6	13	20	27
Donnerstag		7	14	21	28
Freitag	1	8	15	22	29
Samstag	2	9	16	23	30
Sonntag	3	10	17	24	31

Fruchtbares Land

Bereits das „ow“ im Ortsnamen zeigt es an: Wie viele Orte in der Region, sind auch Bindow und Kablow wendischen Ursprungs. Doch schon lange vor den Wenden, jenem slawischen Stamm, der am weitesten nach Westen vordrang, ließen sich an den Flussufern unserer Region Menschen nieder. Es waren dies die Somnonen - einer der ältesten germanischen Stämme, die vor gut 2.000 Jahren auch an dem Fluss siedelten, der später von den Wenden „Dembrowa“ (Eichenfluss) genannt wurde und schließlich unter dem Namen „Dahme“ Eingang in die Landkarten fand.

Auf ihre Spuren stieß man jedoch erst vor gut 70 Jahren. Anfang der 30er Jahre bemerkten Kablower Bauern beim Kiesabbau, dass sich im Kies zahlreiche Keramikreste befinden. Daraufhin führt 1930 der Student Joachim Werner aus Bad Saarow im Auftrage des Kreisausschusses Untersuchungen durch. Auf einer Fläche von gut 800 Quadratmetern, rund um den so genannten Großen und Kleinen Wederberg zwischen Bindow und Kablow, findet er ein Grubenhaus, einen Kalkofen, verschiedene Feuerstellen und Pfostenverfärbungen im Sand, die auf Häuser schließen ließen.

Vor allem aber findet er dies: Einen fruchtbaren Boden im Politischen, der nach Beweisen germanischer Siedlungen geradezu giert – je östlicher gelegen, umso besser. Die Folge: Bis 1937, zur 700-Jahrfeier Berlins, wird die Grabungswiese der Studenten zur Pilgerstätte der völkischen Heilslehre. Öffentliche Führungen durch die Grabungsplätze, geifernde Rundfunkübertragungen, Vorträge von „Rassentheoretikern“ und Pressemeldungen ihrer publizistischen Wortführer, die den Wert der Funde oft weit überschätzen, begleiten fortan die Arbeiten. Nach dem „Endsieg“, so lässt man verbreiten, soll auf dem Großen Wederberg ein germanisches Dorf rekonstruiert werden. Doch dem steht sich der Zeitgeist selbst im Weg. Aufgrund des Krieges müssen die Grabungen im Jahr 1942 eingestellt werden. Die Vernunft hatte gesiegt. Und mit ihr die Wissenschaft. Der Nutzen dieser gründlichen Grabung jedenfalls, so sind sich Historiker einig, ist bedeutend. Er bereichert und differenziert das Geschichtsbild der Römischen Kaiserzeit auf dem Gebiet der heutigen Mark Brandenburg. Nach einer Odyssee der Funde in den Wirren des Kriegsendes bis nach Riga und Kiew liegt das gesamte Material, einschließlich einer lang zurück gehaltenen Dokumentation, nunmehr in der Humboldt-Universität Berlin vor.

Wer sich heute ein Bild von den Grabungen und Fundstücken machen möchte, besucht am besten die Ausstellung „Germanisches Siedlungsgebiet Kablow“. Als Freiluftgalerie konzipiert, beginnt sie in der Dorfaue Kablow und zeigt auf acht Schautafeln entlang des Kablower Weges nach Bindow die interessantesten Zeugnisse der Grabungen auf dem Großen und Kleinen Wederberg. Schritt um Schritt, Tafel für Tafel verschaffen sie dem Wanderer einen umfassenden Eindruck von einem der interessantesten germanischen Stämme – begonnen mit der Viehhaltung, der Jagd, dem Ackerbau über die Kleidung bis hin zur spannenden Beschreibung interessanter Details.

Red.



NOVEMBER

DAHMEBRÜCKE BEI BINDOW

Montag	1	8	15	22	29
Dienstag	2	9	16	23	30
Mittwoch	3	10	17	24	
Donnerstag	4	11	18	25	
Freitag	5	12	19	26	
Samstag	6	13	20	27	
Sonntag	7	14	21	28	

Brückengeschichte

Früher überspannte eine hölzerne Zugbrücke die Dahme. Ein Erbbrückenpächter zog gegen Entrichtung eines Zolls die Brücke hoch, um den Schiffsverkehr zu ermöglichen. Auch das Herunterlassen ließ er sich bezahlen: Wollten Personen die Brücke passieren, mussten auch sie eine Gebühr entrichten. Und nicht nur sie. Ein akribisch erstellter Preiskatalog, schrieb für so ziemlich alles, was Mann oder Frau befördern wollte, einen Brückenzoll fest.

1821, so zitieren Lehrer in der Bindower Schulchronik den "Königlich-Preußischen Brückenzoll", entrichtete man für ein Pferd, das einen beladenen Wagen zog, acht Pfennige. Ein "Reit-, Kutsch- oder Bauernpferd" kostete fünf Pfennig, ein Ochse und eine Kuh jeweils drei Pfennige. Deutlich günstiger eine Gans oder eine Ente: Für sie musste am Brückenwärterhäuschen jeweils ein Pfennig entrichtet werden. Fußgänger waren mit vier Pfennigen und "Personen mit Schubkarre" mit fünf Pfennigen dabei.

Doch damit war bald Schluss. Nachdem die an der Grenze zwischen dem Kreis Teltow und Beeskow-Storkow gelegene kleine Bindower Brücke im wirtschaftlichen Aufschwung zu einem Nadelöhr wurde, errichtete man in den Jahren 1927 und 1928 staatlicherseits südlich vom Standort der alten Zugbrücke eine massive eiserne Bogenbrücke. Damit entfielen neben dem Brückenzoll auch die Verzögerungen im Schiffsverkehr. Mit einer Fahrbahnbreite von 5,20 Meter, gewaltigen Rampen und einem 1,90 Meter breiten Fußgängerweg ermöglichte sie fortan auf der wichtigen Fernstraße von Berlin - Königs Wusterhausen - Storkow erstmals auch Schwerlasttransporte.

"Wann treffen wir drei wieder zusammen?"
"Um die siebente Stund', am Brückendamm."
"Am Mittelpfeiler."
"Ich lösche die Flamm."
"Ich mit."
"Ich komme vom Norden her."
"Und ich vom Süden."
"Und ich vom Meer."
"Hei das gibt ein Ringelreihn,
und die Brücke muß in den Grund hinein."
"Und der Zug, der in die Brücke tritt
um die siebente Stund'?"
"Ei der muß mit."
"Muß mit"
"Tand, Tand
ist das Gebilde von Menschenhand!"

Auf der Norderseite, das Brückenhaus-
alle Fenster sehen nach Süden aus,
und die Brücknersleut' ohne Rast und Ruh'
und in Bangen sehen nach Süden zu,
sehen und warten, ob nicht ein Licht
übers Wasser hin "Ich komme" spricht,
"ich komme, trotz Nacht und Sturmesflug,
ich, der Edinburger Zug."

Und der Brückner jetzt: "Ich seh einen Schein
am anderen Ufer. Das muß er sein.
Nun, Mutter, weg mit dem bangen Traum,
unser Johnie kommt und will seinen Baum,
und was noch am Baume von Lichtern ist,
zünd alles an wie zum heiligen Christ,
der will heuer zweimal mit uns sein -
und in elf Minuten ist er herein."

Und es war der Zug. Am Süderturm
keucht er vorbei jetzt gegen den Sturm,
und Johnie spricht: "Die Brücke noch!
Aber was tut es, wir zwingen es doch.
Ein fester Kessel, ein doppelter Dampf,
die bleiben Sieger in solchem Kampf.
Und wie's auch rast und ringt und rennt,
wir kriegen es unter, das Element.

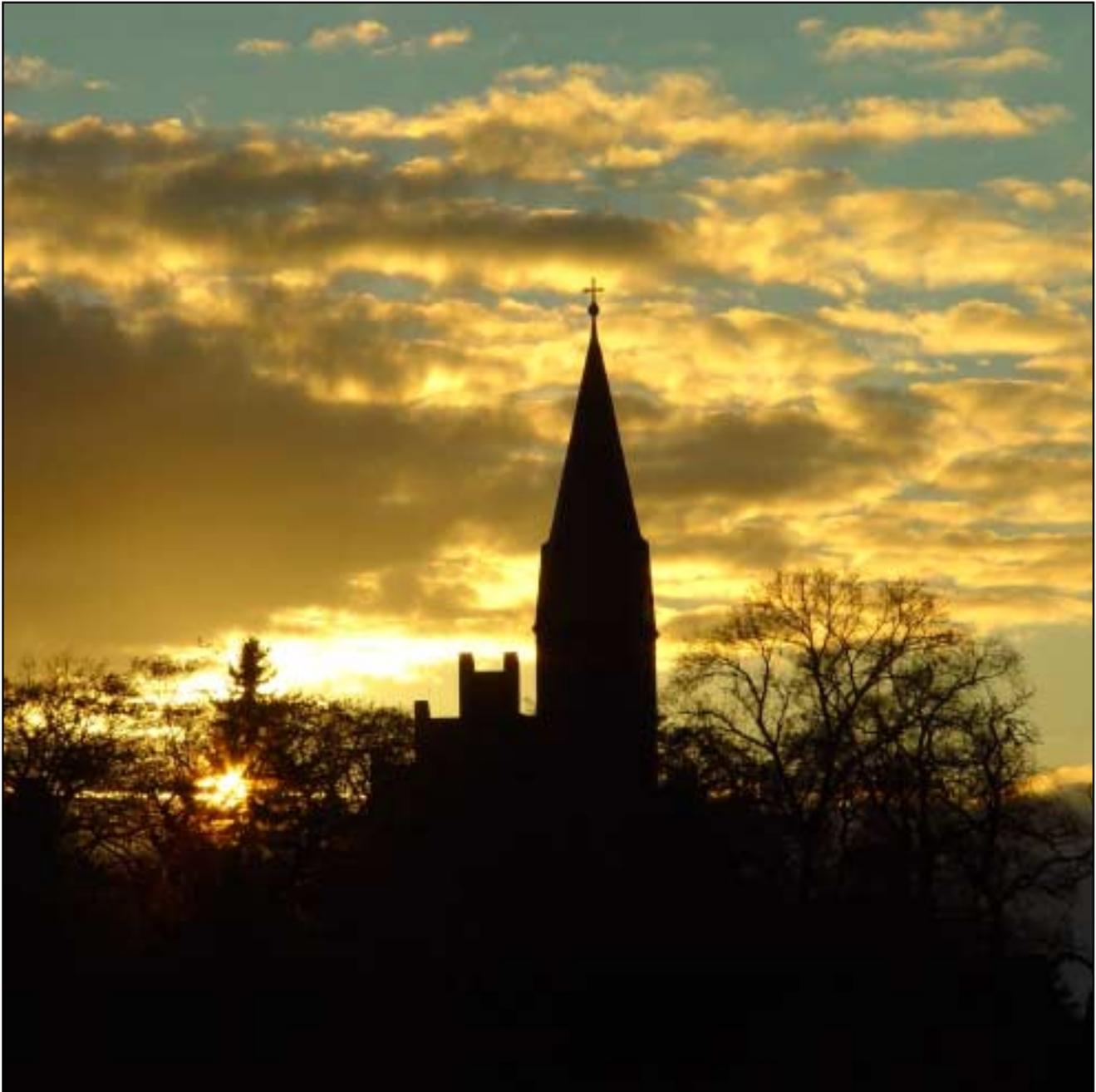
Und unser Stolz ist unsre Brück';
ich lache, denk' ich an früher zurück,
an all den Jammer und all die Not
mit dem elend alten Schifferboot;
wie manche liebe Christfestnacht
hab'ich im Fährhaus zugebracht

und sah unsrer Fenster lichten Schein
und zählte und konnte nicht drüben sein."

Auf der Norderseite, das Brückenhaus -
alle Fenster sehen nach Süden aus,
und die Brücknersleut' ohne Rast und Ruh'
und in Bangen sehen nach Süden zu;
denn wütender wurde der Winde Spiel,
und jetzt, als ob Feuer vom Himmel fiel,
erglüht es in niederschließender Pracht
überm Wasser unten... Und wieder ist Nacht.

"Wann treffen wir drei wieder zusammen?"
"Um Mitternacht am Bergeskamm."
"Auf dem hohen Moor, am Erlenstamm."
"Ich komme"
"Ich mit."
"Ich nenn' euch die Zahl.
"Und ich die Namen."
Und ich die Qual."
"Hei:
Wie Splitter brach das Gebälk entzwei."
"Tand, Tand
ist das Gebilde von Menschenhand."

Macbeth, When shall we three meet again?
28. Dezember 1879



DEZEMBER

IN FRIEDERSDORF

Montag		6	13	20	27
Dienstag		7	14	21	28
Mittwoch	1	8	15	22	29
Donnerstag	2	9	16	23	30
Freitag	3	10	17	24	31
Samstag	4	11	18	25	
Sonntag	5	12	19	26	

Neues Kirchenhaus, Erste Taufe

1878 begann man mit den Vorarbeiten zum Neubau unserer Kirche, deren Bauzeit 2 Jahre in Anspruch nahm. Am 10. Juni 1880 ist dieselbe feierlich eingeweiht worden. Die erste Taufe erhielt in unserer Kirche der Maurer Ernst Seist Berliner Straße, der am Tage der Einweihung geboren wurde. (Von Seist selbst berichtet).

Die darin befindliche Orgel baute Orgelbaumeister Albert Senz, Berlin, Alexandrienstraße 109. Der königliche Musikdirektor Julius Schneider Berlin, hatte vorher Räume und kubischen Inhalt geprüft, um die Bauart der Orgel wählen und ausführen zu können. Unsere Orgel besitzt 16 Register und kostete 3.405,- DM. Die Hälfte der Kosten übernahm die Regierung mit 1.702,50 DM, die Gemeinde 1.500,- DM, Domänenrat Böhmer schenkte 50,- DM, Orgelbaumeister Senz schenkte dazu 150,50 DM.

In den Jahren 1894/96 ist die Kirche noch einmal renoviert worden, dazu schenkte Rittergutsbesitzer Willmann [aus dem Nachbardorf, d. Red.] Blossin die Fenster im Altarraum, Gutsbesitzer Kroll aus Bindow eine Kniebank vor dem Altar und die evangelische Frauenhilfe einen kostbaren Kronleuchter, der mit unserer historischen Glocke nach dem Kriege 1914/18 der Metallsammlung verfiel.

1881/82 – wie schon vorher vermerkt, ist unser erstes Pfarrhaus 1772 vom Blitz getroffen und eingäschert worden. Das darauf erbaute Pfarrhaus bestand aus Holzfachbau mit Lehm und stand 110 Jahre. Im Jahre 1881 begann man auch hier mit dem Neubau. 1882 war der Neubau fertiggestellt.

Das alte Pfarrhaus, das solange stehen musste, bis der Neubau beendet war, ist dann zum Abbruch verkauft worden.

Karl Schulze (1877-1969) in "Friedersdorf - Mein Heimatdorf"



v.l.nr.: Pfarrhaus und Kirche, Blick auf den Altar, Blick vom Altar, neue Kirchenglocke von 1922